

Film/Kinoprogramm



In seinem Roman „Rosa“ aus dem Jahr 2000 entwirft Thomas Harlan eine Szene, in der seine Mutter ein Verhältnis mit Joseph Goebbels hat. „Sein Klumpfuß, die Schweinslederne, mit goldenen Schnallen aufgeputzt glänzende Prothese, dunkelbraun, an die Wand gelehnt des 1. Stocks zwischen Kinderzimmer und Liebesnest.“ Schauplatz ist die Grunewald-Villa seiner Eltern, des Regisseurs Veit Harlan und der Schauspielerin Hilde Körber. Sie haben drei Kinder: Thomas, Susanne und Maria. Der Junge bekommt später ein Foto des Propagandaministers zu Weihnachten: „Meinem lieben Tommy, Dr. Goebbels,“ steht darauf.

Erinnerung und Fantasie verschwimmen in Harlans delirierender Prosa zu einem schwer entschlüsselbaren Bilderstrom. Wenn dieser Text von etwas Zeugnis ablegt, dann vor allem von der Verstörung, die es bedeutet, der älteste Sohn von Veit Harlan zu sein. Thomas Harlan wurde 1929 geboren, er war zehnte, als die Dreharbeiten zu „Jud Süß“ begannen, dem Film, der seinen Vater zum bestbezahlten Regisseur während des Nationalsozialismus machte. „Der erste wirklich antisemitische Film“ notierte Goebbels 1939 in seinem Tagebuch, hoch zufrieden mit dem Drehbuch. Zu dieser Zeit ließen sich Thomas' Eltern scheiden, Veit Harlan heiratete im selben Jahr seine Hauptdarstellerin Kristina Söderbaum und gründete mit ihr eine zweite Familie. Zwei Söhne werden in dieser Ehe geboren: Caspar und Kristian.

Es ist die Familie, die den Dokumentarfilmer Felix Moeller interessiert. Über „Jud Süß“ wurden Doktorarbeiten geschrieben, da ist alles ausgeleuchtet, bis hin zur Zwangsarbeit jüdischer Komparsen aus den Konzentrationslagern in der Nähe der Drehorte. Doch wie lebt man in den nachfolgenden Generationen mit diesem Film, für den Harlan wegen „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ angeklagt wurde?

Der Freispruch vor Gericht half ihm und seiner Hauptdarstellerin nicht. In einem Fernseh-Interview aus den Siebziger-Jahren beklagt eine beleidigte Kristina Söderbaum, der Film habe ihr Leben zerstört. Noch immer ist der Film verboten und wird nur in geschlossenen Veranstaltungen gezeigt. Etwa im „Haus der Geschichte“ in Stuttgart, Anfang des Jahres 2008. Eine Ausstellung über den Film ist Anlass eines Familientreffens, bei dem es nichts zu feiern gibt. Drei Enkel-Töchter stehen vor den Schaukästen und Monitoren, in denen Szenen aus „Jud Süß“ gezeigt werden, die jungen Frauen sind nicht besonders schockiert: „Ich habe mir den (Film) auch viel, viel schlimmer vorgestellt, weil so viel darüber geredet wurde, und weil er auch so lange verboten war. Da habe ich immer gedacht: Ein Film, der verboten wird, muss ganz extrem irgendwie sein,“ sagt Lena Harlan, Enkelin aus der Harlan-Söderbaum-Verbindung.

Jessica Jacoby, ebenfalls Harlan-Enkelin, aber fast eine Generation älter, reflektiert über Veit Harlans Antisemitismus. Dessen Ursache sieht sie in einer „unglaublichen narzisstischen Kränkung“, seine erste Frau, die Schauspielerin Dora

Papi hatte viele jüdische Freunde

„Harlan“ – ein Familienporträt, das übermalte Stellen sichtbar macht

VON CHRISTINA BYLOW



Er drehte für Goebbels „den ersten wirklich antisemitischen Film“: „Jud Süß“-Regisseur Veit Harlan.

Gerson, hatte Harlan wegen eines jüdischen Mannes verlassen. Jessica Jacoby, Tochter von Susanne Harlan, trägt den Namen ihres zweiten Großvaters, Arthur Jacoby, der im KZ ermordet wurde. Sie gehöre zu einer Familie, sagt sie, die in der NS-Zeit völlig gespalten wurde in Täter und Opfer. Während Veit Harlan in „Saus und Braus“ lebte, verzweigte der jüdische Großvater verzweifelt zu emigrieren und wurde in Minsk ermordet. Jessica Jacoby sagt über die beiden Großväter: „Auf den einen ist immer viel Licht gefallen, im Sinne von Umstrittenheit und Prominenz, der andere ist in der Dunkelheit verschwunden.“ Jessica Jacoby erforscht als Journalistin die Spuren ihres jüdischen Großvaters.

Die Nachkommenschaft Veit Harlans spaltet sich jedoch nicht in Opfer und Täter. Sie zerfällt in Rebellen und Angepasste, in Nachdenkliche und Naive, Nachsichtige und Wütende angesichts eines Erbes, das für alle von ihnen eine Prüfung bedeutet. Selbst wenn sie „nicht hingehen“. Oder sie mit Bestnoten absolvieren wollen. Thomas Harlan wurde zum Rächer der Opfer – viele Jahre recherchierte er in Polen

und in der einstigen UdSSR in Archiven nach Nazi-Verbrechern. Zugleich wollte er, wie so viele seiner Generation, ein Anderer werden, vergessen, wo er herkam. Es ist kein Zufall, dass seine beiden Kinder kein Deutsch sprechen: Alice, die in Frankreich aufwuchs, und Chester, der in Boston lebt.

Die Kinder aus Veit Harlans zweiter Ehe scheinen dagegen eher das vierte Gebot zu befolgen, jenes „Ehre deinen Vater und deine Mutter“ – ganz gleich, was sie getan haben. Kristian Harlan geht mit dem Halbbruder Thomas scharf ins Gericht. Der habe ja davon gelebt, den Vater anzuprangern, und das dürfe man nicht. Schließlich verdanke man den Eltern das Leben.

Da brechen Abgründe auf, und man kann sich vorstellen, dass es hinter der Inszenierung, die vor allem Familie II bis zu Veit Harlans Sterbebett hin betrieben hat, sehr hässliche Szenen gegeben haben könnte. Eine Nichte Veit Harlans, Christiane, heiratete den Regisseur Stanley Kubrick, der vor der Begegnung mit dem Clan erst einmal ein Zahnputzglas Wodka trank. „Harlan“ kommt sonst ohne Anekdoten aus.

Es ist ein strenger dichter Film, einer, der sich nie gemein macht mit denen, die er befragt, und sie dennoch respektiert. Moeller gelingt der Balanceakt wohlwollender Distanz. Manchmal hört man ihn nachfragen, historische Fakten überlässt er der Erzählerstimme. Die ausgiebig verwendeten Filmausschnitte fungieren nicht als Beweismaterial, und niemals schneidet er seine Mitspieler auf „Statements“ zusammen. Er lässt sie vor der Kamera vollständig sein. „Ich bin jetzt sehr müde“, sagt Thomas Harlan einmal. Er lebt seit vielen Jahren in einem Lungenanatorium in Berchtesgaden.

Harlan – Im Schatten von Jud Süß. Dokumentarfilm. Deutschland 2008. Buch und Regie: Felix Moeller. 99 Minuten, Farbe.